

Hans
Fallada

*Der
Alpdruck*

Roman




aufbau

Hans Fallada

Der Alpdruck

Roman

 aufbau *digital*

Impressum

ISBN 978-3-8412-0251-2

Aufbau Digital,

veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, April 2014

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin

Bei Aufbau erstmals 1947 erschienen.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Umschlaggestaltung Mediabureau Di Stefano, Berlin
unter Verwendung eines Motivs von ullstein bild - Roger-Viollet und getty-images

E-Book Konvertierung: le-tex publishing services GmbH,
Leipzig, www.le-tex.de

www.aufbau-verlag.de

Inhaltsübersicht

Cover

Impressum

Vorwort des Verlags

Vorwort

Erster Teil: Der Sturz

- | | |
|------------|-----------------------|
| 1. Kapitel | Die eine Täuschung |
| 2. Kapitel | Die andere Täuschung |
| 3. Kapitel | Das verlassene Haus |
| 4. Kapitel | Die Herren Nazis |
| 5. Kapitel | Die Ankunft in Berlin |
| 6. Kapitel | Die neue Last |
| 7. Kapitel | Trennung der Dolls |

Zweiter Teil: Die Gesundung

- | | |
|-------------|-----------------------------|
| 8. Kapitel | Die selbständige Entlassung |
| 9. Kapitel | Robinson |
| 10. Kapitel | Robinson geht in die Welt |
| 11. Kapitel | Anfang mit Streit |
| 12. Kapitel | Die Genesung |

Anhang

Was nun? Zu Hans Falladas Tod

Von Johannes R. Becher

Nachwort

Biographische Daten

Editorische Notiz

Informationen zum Buch

Informationen zum Autor

Wem dieses Buch gefallen hat, der liest auch gerne ...

VORWORT DES VERLAGS

Als der Aufbau Verlag im Herbst 1947 Hans Falladas vorletztes Werk *Der Alpdruck* herausbrachte, gelang es auch mit nachdrücklicher Empfehlung und Einsatz aller internationalen Beziehungen nicht, mehr als eine französische, eine norwegische, eine italienische und eine serbokroatische Ausgabe zu veranlassen – trotz unzähliger früherer Übersetzungen in den diversen ausländischen Fallada-Verlagen. Ähnlich wie der englische Verlag Putnam auf *Jeder stirbt für sich allein* reagiert hatte, erschien den zeitgenössischen Büchermachern dieser Roman als ein schwächeres Produkt eines ehemals erfolgreichen Autors, des Autors von *Kleiner Mann – was nun?* und anderen weltweiten Bestsellern, dessen Ableben man bedauerte, da er womöglich, wäre ihm die entsprechende Lebenszeit vergönnt gewesen, weitere Meisterwerke hätte schaffen können.

Schon im Fall von *Jeder stirbt für sich allein* hat die Nachwelt dies völlig anders beurteilt. Ausgerechnet dieses letzte, zunächst eher verhalten aufgenommene Werk wurde mit sechzig Jahren Verspätung international zu seinem wohl erfolgreichsten Buch, das zudem den Blick auf Fallada und, in Teilen, auf Deutschland nachhaltig verändert hat. Es bleibt die Frage zu stellen, ob für *Der Alpdruck*

Ähnliches beansprucht werden darf – für jenes Buch, an dem Fallada unmittelbar nach dem Zusammenbruch Nazideutschlands von Februar bis August 1946, streckenweise als Patient in Heil- und Krankenhäusern, arbeitete und ohne dessen »Erledigung« er nach eigenem Bekunden das darauffolgende Thema nicht hätte angehen können. Er hatte bereits begonnen, sich mit den Gestapo-Akten zu beschäftigen, aus denen er den Stoff für *Jeder stirbt für sich allein* schöpfte, aber es wollte ihm erst nach *Der Alpdruck* gelingen, diese erschütternden, einzigartigen Dokumente auch in einen Roman zu verwandeln.

Warum sollte man nach dem sensationellen späten Erfolg von *Jeder stirbt für sich allein*, mit dem Hans Fallada in der Geschichte eines scheinbar sinnlosen Widerstandes kleiner Leute die gültige, schonungslose Beschreibung der moralischen Ambivalenz einer ganzen Gesellschaft liefert, nun ein Buch vorlegen (und als Leser: ein Buch lesen), das – so die Kritikerstimmen bei Erscheinen – »als eine Art charakterlicher Autobiographie kein reiner Genuss werden konnte« (*Schwäbisches Tageblatt*), als »ein Bekenntnis seiner eigenen menschlichen Schwäche und ein Zeitdokument aus Deutschland nach seinem tiefen Fall« (*Leipziger Zeitung*) aufgefasst wurde, als eine »Darstellung, die vielleicht noch nicht den genügenden Abstand hat von den grausigen Ereignissen des Hitlerkrieges« (*Freie Presse*).

Nun, der vorzügliche holländische Fallada-Verlag Cossee etwa hat sich in heutiger Zeit diese Frage überhaupt nicht gestellt, sondern veröffentlicht *Der Alpdruck* im Zusammenhang der bedeutenden Spätwerke, in die das Buch entstehungsgeschichtlich und inhaltlich gehört: neben *In meinem fremden Land (Gefängnistagebuch 1944)*, *Der Trinker* und *Jeder stirbt für sich allein*. Der Verlag tut gut daran, denn dieses Buch füllt durch die Direktheit seiner Beobachtungen aus einer lange verdrängten Phase der deutschen Geschichte – aus jener schwebenden, von nichts mehr oder noch nichts wieder zusammengehaltenen Zeit zwischen dem Ende der schlimmen alten Ordnung und dem erst langsamen Entstehen einer neuen – eine Lücke, die weitaus umfangreichere und ausgreifendere Werke wie Kasimir Edschmids *Das gute Recht* (erschienen 1946) nicht hatten schließen können. Das gilt für die ohnehin bei der literarischen Aufarbeitung dieser Zeitläufte eher am Rande stehende (hier: mecklenburgische) Provinz; ganz besonders aber gilt es für Berlin, den Schauplatz von Falladas letzten Lebensmonaten: die für ihre historische Schuld abgestrafte Stadt, in der die Bewohner wie der Autor zunächst orientierungslos, dann notgedrungen immer zielstrebig um ihr Überleben kämpften.

Vor allem aber gelingt dem in dieser Zeit Verhafteten, dem im ganz privaten Ringen um Überleben, um Haltung, um einen Standpunkt zu eigener Schuld gefangenen Autor

etwas Einzigartiges, das sein Nachrufschreiber Johannes R. Becher (der in diesem Buch als Dolls Fürsprecher Granzow in Erscheinung tritt) vielleicht am besten erfasst hat: »Der Widerspruch, den er verkörperte, war kein privater. Er verkörperte und stellte dar, in seinen Seelenkrisen, einen deutschen Zustand.« Nirgendwo in Falladas Werk erweist sich dieser Befund als gültiger denn hier, in *Der Alpdruck*.

Wenn wir von dem unschwer erkennbar eng aus Falladas Erleben erwachsenen Protagonisten, dem Autor Dr. Doll, erfahren, dass ihn ein »Gefühl hilflosester Scham« erfüllt, die »Zeitkrankheit abgrundtiefer Verzweiflung und Apathie«, dann repräsentiert diese von Hans Fallada geteilte persönliche Seelenverfassung die der ganzen sich im Ausnahmezustand befindenden Gesellschaft. Kann man einen beeindruckenderen, unverstellteren Einblick in das Innenleben, den schweren Erkenntnisprozess eines Deutschen jener Zeit geben, der nicht für die Nazis gewesen war, aber auch nichts gegen sie unternommen und sich, so gut es ging, mit ihnen arrangiert hatte, als in folgender Szene? Doll glaubt, die russischen Besatzer freudig als lange erwartete Befreier begrüßen zu können, nur um begreifen zu müssen: »Er war ein Deutscher, also gehörte er zu dem gehasstesten und verachtetsten Volke des Erdballs! [...] Plötzlich wurde es Doll klar, dass sein Leben vermutlich nicht mehr ausreichen würde, um die Reinigung des deutschen Namens in der Welt Augen noch

zu erleben, dass vielleicht seine eigenen Kinder und Enkel unter der Schmach ihrer Väter zu leiden haben würden.«

Tragische Beobachtungen wie die der Apothekerfamilie, die alles Schreckliche überstanden hatte, sich nun aber aus Angst vor den Siegern versuchte das Leben zu nehmen, wechseln ab mit alltäglichen wie der, dass sich niemand, der fort war, in Berlin mehr zurechtfindet, da alle markanten Punkte in einer uniformen Trümmerlandschaft verschwunden sind. Erbarmungslos blickt Fallada auf das alles umgreifende Elend, das nicht zuletzt auch sein eigenes war: »Was Doll aber nicht vorausgesehen hatte, war eine neue Einbuße seines Selbstgefühls. [...] Nackt und leer sollten sie dastehen, mit den Lügen, die man ihnen ein Leben lang als tiefste Wahrheit und Weisheit eingetrichtert hatte, sollte auch der Eigenbesitz an Liebe und Hass, Erinnerung, Selbstachtung, Würde verlorengehen.« So schildert er unverhüllt Dolls und Almas Drogenexzesse, sichtlich auf die eigenen Erfahrungen zurückgreifend, immer anrührende, mitunter mitleiderregende, dann wieder unübertroffen komische Beschreibungen, etwa wenn Doll und Alma listig bis schamlos um immer neue »Mittelchen« feilschen, in den Kliniken oder bei niedergelassenen Ärzten (hier hat Gottfried Benn seinen Gastauftritt als »papierener Arzt« namens Pernies). Mit einzigartigem, Fallada'schem Einfühlungsvermögen schildert er auch hier die kleinen Leute, zum Beispiel die

gutmütige, hilfsbereite Frau Minus, die ihm in ihrem Laden einmal die Tüten großzügig mit Lebensmitteln füllt, ohne entsprechende Bezugskarten, während er an anderer Stelle zu ebenso Fallada-typischer Schönfärberei neigt, insbesondere im Hinblick auf Alma. Zu Beginn besorgt sie sich einmal etwa harmlos »ihr Narkotikum gegen ein Gallenleiden« (sprich: die Süchtige eine weitere Morphinumdosierung).

Zugleich kommt dieser dem Erzähler Fallada über fast das gesamte autobiographisch inspirierte Werk eigene Hang zum Beschönigen dem Romancier wie dem Leser durchaus zugute. Dieser erfreut sich zweifellos an der folgenden kleinen Szene: In einer Elektrischen weigert sich Doll gerade beharrlich, auch nur ein Wort mit seiner Frau zu sprechen, die statt von ihrer Sucht zu genesen, lieber auf nichts verzichten will. Die beiden finden Platz gegenüber einer alten Dame, die sich wegen der unbekümmert in dem Wagen rauchenden Alma zu ereifern beginnt. Den Ausruf der Alten: »Immer dieselben aufgedonnerten Weiber, die!«, pariert Alma mit: »Und immer dieselben ollen Papppeulen, die!«, und der ganze Wagen lacht, ein Fahrgast trampelt sogar vor Vergnügen mit den Füßen, und schon heißt es: »Zwischen den beiden Eheleuten aber war nach diesem Intermezzo alles in bester Ordnung.« Falladas erzählerisches Naturtalent bricht sich

auch im Elend und mitten zwischen den Trümmern Berlins Bahn.

Damit macht er die entmutigende Realität durchaus erträglicher – für den Leser, für sich selbst? Denn schwer zu ertragen war für Fallada, war für Doll diese Zeit allemal: »Sterben müssen wir wahrscheinlich doch in aller Kürze, aber in der Großstadt macht sich das doch am unauffälligsten und bequemsten. Denke nur an das Gas –!« Sogar hieraus erwächst bei Fallada eine kleine Tragikomödie: »Wie macht man es nur –? Gift ist uns unerreichbar. Wasser –? Wir schwimmen beide zu gut. Strick –? Widerwärtig! Gas – aber nicht einmal eine Küche mit Gasherd besitzen wir mehr.« Und alledem zum Trotz scheint kurz darauf für einen Moment ein Streifen Hoffnung am Horizont, ein winziges Stück Optimismus auf: »Aber die Welt da draußen, dieses ungeheuer große, verworrene Berlin, ist so wunderbar, so voll von Wundern!«

Solche nur bei Fallada zu findenden Qualitäten, die Qualitäten eines starken Buches über einen schwachen Menschen, führten dazu, dass ein wiedererstarkendes zeitgenössisches Feuilleton ihm den Respekt nicht versagen konnte. Der Berliner *Tagesspiegel* urteilte: »Der ›Alpdruck‹ ist Symbol für das, was sich in Deutschland nach der Kapitulation abspielte.« Die *Berliner Zeitung*: »Ein Stück verdichtete Zeitgeschichte von

überindividuellem Wert [...]. Dass das Buch fesselnd und lebendig geschrieben ist, braucht nicht gesagt zu werden.«
Die *Frankfurter Neue Presse*: »Ein höchst ehrliches Buch, ein menschliches Dokument.« Die *Norddeutsche Zeitung*: »Der Alpdruck« ist die Quintessenz von Falladas Erkenntnis, dass nicht die Ruinen wichtig sind, sondern dass es nur auf das Leben ankommt.« Am besten fasst es der *Zwiebelfisch*: »Hans Fallada gibt in seinem vortrefflichen Buch ›Der Alpdruck‹ ein Bild der Mutlosigkeit, der Apathie des Deutschen. Meisterhaft sind die letzten Monate des Kriegserlebnisses geschildert, der Kriegsschluss, der Einzug der russischen Truppen, die ›bürgerliche‹ Welt in ihrer Einstellung zur neuen Umgebung, der moralische Niedergang der Bevölkerung.«

Fallada vollbrachte selber noch eines der Wunder, von denen Berlin, wie er befand, in jenen Tagen voll war. Er rang sich noch die für sein Fortleben als bedeutender Autor entscheidenden Spätwerke *Der Alpdruck* und *Jeder stirbt für sich allein* ab. Doch noch vor Erscheinen dieser letzten beiden Bücher starb der Mensch Rudolf Ditzen am 5. Februar 1947 an Herzversagen, er war am Ende seiner Kräfte angelangt.

Das *Schwäbische Tageblatt* bedauerte bei der Erstveröffentlichung von *Der Alpdruck*, dass der ausgezeichnete, erschütternde Nachruf von Becher auf den Schriftstellerfreund (wie auch in dieser Ausgabe) erst am

Ende des Bandes steht, »besser noch wäre ein *Vorwort* gewesen«. Dem hier ausgedrückten Bedürfnis versucht diese kurze Vorbemerkung Rechnung zu tragen – auch wenn der mittlerweile erreichte zeitliche Abstand Urteil und Einordnung für den heutigen Leser einfacher macht. Die private Direktheit dieses »starken Buches, das uns sehr, sehr viel vom Autor sagt« (so der damalige Leiter des Aufbau Verlages Erich Wendt), verkürzt diesen Abstand wiederum auf eine Weise, wie es nur relevante Literatur vermag. Solche Literatur darf man dem Leser nicht vorenthalten – auch wenn er vielleicht mehr Einsicht in die menschlichen Abgründe eines von ihm geschätzten Autors erhalten wird, als ihm genehm und bequem ist. Denn nur so erfahren wir Entscheidendes zu der elementaren Frage: Wie soll man aus einer geschändeten wieder eine glückliche Welt aufbauen?

Berlin, April 2014

Nele Holdack
René Strien

VORWORT

Der Verfasser dieses Romans ist keineswegs zufrieden mit dem, was er auf den folgenden Seiten schrieb, was der Leser jetzt gedruckt vor sich hat. Als er den Plan zu diesem Buch fasste, schwebte ihm vor, dass neben den Niederlagen des täglichen Lebens, den Depressionen, den Erkrankungen, der Mutlosigkeit – dass neben allen diesen Erscheinungen, die das Ende des schrecklichen Krieges unvermeidlich jedem Deutschen gebracht hat, auch Aufschwünge zu schildern sein würden. Taten hohen Mutes, Stunden voll Hoffnung – es war ihm nicht beschieden. Das Buch ist im Wesentlichen ein Krankheitsbericht geblieben, die Geschichte jener Apathie, die den größeren und vor allem den anständigeren Teil des deutschen Volkes im April des Jahres 1945 befiel, von der sich viele heute noch nicht frei gemacht haben.

Dass er dies nicht ändern konnte, dass er nicht mehr Leichtigkeit und Heiterkeit in diesen Roman bringen konnte, liegt nicht allein an des Verfassers Art, die Dinge zu sehen, es liegt vor allem an der Gesamtlage des deutschen Volkes, die heute, fünf viertel Jahr nach Beendigung der Kampfhandlungen, noch immer düster ist.

Wenn der Roman der Öffentlichkeit trotz dieses Mangels übergeben wird, so darum, weil er vielleicht ein »document

humain« ist, ein möglichst wahrheitsgetreuer Bericht dessen, was deutsche Menschen vom April 1945 bis in den Sommer hinein fühlten, litten, taten. Vielleicht wird man schon in naher Zeit die Lähmung nicht mehr begreifen, die so verhängnisvoll dies erste Jahr nach Kriegsende beeinflusste. Eine Krankheitsgeschichte also, kein Kunstwerk – verzeiht! (Auch der Verfasser konnte nicht aus seiner Haut, auch der Verfasser war »gelähmt«.)

Soeben ist von »wahrheitsgetreuem Bericht« gesprochen worden. Aber nichts von dem, was auf den folgenden Seiten erzählt wird, ist so geschehen, wie es hier berichtet ist. Ein Buch wie dieses kann schon aus räumlichen Gründen nicht alles sagen, was geschah; es musste ständig eine Auswahl getroffen, es musste erfunden werden, Berichtetes konnte in der berichteten Form nicht verwendet, sondern musste abgewandelt werden. Dass das Ganze darum doch »wahr« sein kann, wird davon nicht berührt: Alles hier Erzählte *konnte* so geschehen und ist doch ein Roman, also ein Gebilde der Phantasie.

Das Gleiche ist von den eingeführten Personen zu sagen: So, wie sie hier geschildert sind, lebt keine außerhalb des Buches. Wie die Geschehnisse den Gesetzen des Erzählens folgen mussten, so auch die Personen. Manche sind erfunden, andere sind aus mehreren zusammengesetzt.

Es war nicht erfreulich, diesen Roman zu schreiben, aber das Buch schien dem Verfasser wichtig. Immer, zwischen

Aufschwüngen und Niederlagen, blieb ihm wichtig, was innerlich und äußerlich nach Beendigung des Krieges erlebt wurde. Wie fast alle den Glauben verloren und endlich doch ein wenig Mut und Hoffnung wiederfanden – davon ist auf diesen Seiten zu lesen.

Berlin, August 1946

H. F.

ERSTER TEIL
Der Sturz

ERSTES KAPITEL

Die eine Täuschung

Immer in diesen Nächten um den großen Zusammenbruch herum wurde Dr. Doll, wenn er wirklich einmal einschlief, von dem gleichen Angsttraum heimgesucht. Sie schliefen sehr wenig in diesen ersten Nächten, stets angstvoll irgendeine Bedrohung des Leibes oder der Seele erwartend. Längst war die Nacht gekommen – nach einem Tage voller Qual –, und noch immer saßen sie an den Fenstern und spähten auf die kleine Wiese, nach den Büschen, zu dem schmalen Zementfußweg hinaus, ob ein Feind käme, bis ihren schmerzenden Augen alles ineinanderfloss und sie nichts mehr sahen.

Oft fragte dann eines: »Wollen wir nicht doch lieber schlafen gehen?«

Aber meist antwortete niemand, sondern weiter saßen sie, starrten und fürchteten sich. Bis Dr. Doll dann plötzlich vom Schlaf wie von einem Räuber überfallen wurde, dessen große Hand sich erstickend über sein ganzes Gesicht legte. Oder es war auch wie dichtes Spinnengewebe, das mit der Atemluft in seine Kehle drang und sein Bewusstsein überwältigte. Ein Alpdruck ...

So eingeschlafen zu sein war schon schlimm genug, aber solchem schlimmen Einschlafen folgte sofort der

Angsttraum, immer der gleiche. Und zwar träumte Doll dies:

Er lag am Grunde eines ungeheuren Bombentrichters, auf dem Rücken, die Arme fest an die Seiten gepresst, im nassen gelben Lehm. Ohne den Kopf zu bewegen, konnte er die in den Trichter hinabgestürzten Baumstämme sehen, auch die Fassaden von Häusern mit den leeren Fensterhöhlen, hinter denen nichts mehr war. Manchmal quälte Doll die Befürchtung, diese Dinge könnten tiefer in den Bombentrichter und damit auf ihn stürzen, aber nie änderte eine dieser bedrohlichen Ruinen ihre Lage.

Noch quälte ihn der Gedanke, dass tausend Wasseradern und Quellen, Doll überschwemmend, seinen Mund ganz mit dem gelben Lehmbrei füllen würden. Dem war nicht zu entgehen, denn Doll wusste, er würde aus eigener Kraft nie aus diesem Trichtergrunde aufstehen können. Aber auch diese Befürchtung war grundlos, denn nie hörte er einen Laut von den Quellen und dem Rieseln der Wasseradern, wie es überhaupt totenstill war in dem riesigen Bombentrichter.

Dann war auch der dritte quälende Eindruck eine Täuschung: Ungeheure Raben- und Krähenschwärme zogen ununterbrochen über den Himmel des Bombentrichters dahin; er fürchtete sich sehr, sie könnten ihr Opfer im Lehm erspähen. Aber nein, alles blieb weiter totenstill, es gab diese ungeheuren Vogelschwärme nur in Dolls

Einbildung, er hätte wenigstens ihr Krächzen hören müssen.

Aber zwei andere Dinge waren keine Einbildung, von ihnen wusste er ganz genau. Das eine dieser Dinge war dies, dass endlich Friede geworden war. Keine Bombe zerriss mehr kreischend die Luft, kein Schuss fiel mehr; es war Friede, es war still geworden. Eine letzte ungeheure Explosion hatte ihn noch in den Grundlehm dieses Trichters hinabgerissen. Nicht allein lag er in diesem Abgrund. Obwohl er nie einen Laut hörte und nichts wie das Beschriebene sah, wusste er doch: Mit ihm lag seine ganze Familie hier und das ganze deutsche Volk und überhaupt alle Völker Europas, alle ebenso hilf- und wehrlos wie er, alle von den gleichen Ängsten wie er gequält.

Aber immer, in all den endlosen qualvollen Traumstunden, da der am Tage tätige und energische Dr. Doll ausgelöscht und nur Angst in ihm war – aber immer in diesen mörderischen Schlafminuten sah er noch ein anderes. Und das, was er sah, war dies:

Am Rande des Trichters saßen schweigend und still und ohne eine Bewegung die Großen Drei. Noch im Traume nannte er sie nur mit diesem Namen, den der Krieg unauslöschlich in sein Hirn gebrannt hatte. Dazu fanden sich dann die Namen Churchill, Roosevelt und Stalin,

obwohl ihn der Gedanke manchmal quälte, dass es da vor kurzem noch eine Veränderung gegeben habe.

Diese Großen Drei saßen dicht bei- oder doch nicht weit auseinander; sie saßen, wie sie eben aus ihrer Weltgegend gekommen waren, und starrten voll stummer Trauer in den ungeheuren Trichter hinab, auf dessen Grund Doll mit seiner Familie und das deutsche Volk und alle Völker Europas wehrlos und beschmutzt lagen. Und während sie so stumm und voller Trauer saßen und starrten, wusste Doll mit aller Bestimmtheit in seines Herzens tiefstem Grunde, dass die Großen Drei ununterbrochen darüber nachgrübelten, wie ihm, dem Doll, und mit ihm allen andern wieder aufzuhelfen und wie aus einer geschändeten wieder eine glückliche Welt aufzubauen sei. Ja, darüber grübelten sie ununterbrochen, die Großen Drei, während endlose Krähenschwärme über das befriedete Land heimzogen, von den Schlachtfeldern der Welt zu ihren alten Horsten, und während stille Quellen unhörbar rieselten, deren Wasser den gelben Lehmbrei seinem Munde immer gefährlicher nahe brachten.

Er aber, Doll, konnte gar nichts tun, mit den eng an seinen Leib gepressten Armen musste er stille liegen und warten, bis die traurig grübelnden Großen Drei zu einem Entschlusse gekommen waren. Dies war vielleicht das Allerquälendste in diesem Angsttraum für Doll, dass er, noch immer von vielen Gefahren bedroht, nichts tun

konnte, sondern stille warten musste, eine endlose, endlose Zeit! Die leeren Häuserfassaden konnten noch über ihn einbrechen, die leichenhungrigen Krähenschwärme den Wehrlosen entdecken, der gelbe Lehm seinen Mund füllen: Er konnte gar nichts tun, nur warten, und vielleicht wurde es über diesem Warten für ihn und die Seinen, die er sehr liebte, zu spät ... Vielleicht gingen sie doch noch alle zugrunde!

Es dauerte eine sehr lange Zeit, bis die letzten Reste dieses quälenden Angsttraums Doll verließen; völlig frei wurde er erst von ihnen, als eine Wendung seines Lebens ihn zwang, das Grübeln aufzugeben und wieder ein tätiger Mensch zu sein. Aber noch viel länger dauerte es, bis Doll klar erkannte, dass dieser ganze aus seinem Innern gespenstisch aufgetauchte Angsttraum ihn nur narrete und täuschte. So qualvoll dieser Traum auch war, Doll hatte an seine Wahrheit geglaubt.

Sehr lange dauerte es, bis er begriff, dass da niemand in der Welt war, bereit, ihm aus dem Dreck aufzuhelfen, in den er gestürzt war. Kein Mensch, nicht die Großen Drei, von seinen Landsleuten ganz zu schweigen, interessierte sich für Dr. Doll. Wenn er im Lehmbrei verkam, umso schlimmer für ihn, aber nur für ihn! Kein Herz auf der Welt wurde schwerer darum. Wenn er ernstlich den Wunsch hatte, noch einmal etwas zu arbeiten und darzustellen, so war es seine Sache allein, diese Apathie zu überwinden,

aufzustehen, den Dreck von sich abzuklopfen und ans Werk zu gehen.

Aber von dieser Erkenntnis war Doll in jener Zeit noch sehr weit entfernt. Nachdem nun endlich Friede geworden war, meinte er noch lange, die ganze Welt warte nur darauf, ihm auf die Beine zu helfen.

ZWEITES KAPITEL

Die andere Täuschung

Am Morgen dieses 26. April 1945 war Doll endlich einmal wieder in guter Stimmung erwacht. Nach Wochen und Monaten tatenlosen Wartens auf das Kriegsende schien der Augenblick der Befreiung nahe. Die Stadt Prenzlau war genommen, der Russe konnte jede Stunde kommen; am Vortage hatten schon Flieger über der Stadt gekreist, und es waren keine deutschen Flieger gewesen!

Die beste Kunde aber hatte Doll am späten Abend gehört: Die SS war im Abrücken, der *Volkssturm* aufgelöst, die kleine Stadt würde nicht gegen die anziehenden Russen verteidigt werden! Damit war eine Bergeslast von seiner Seele genommen: Seit Wochen hatte er nicht mehr sein Haus zu verlassen gewagt, um nur niemanden auf seine Person aufmerksam zu machen. Denn er war fest entschlossen gewesen, nicht im Volkssturm zu kämpfen.

Nun, nach diesen günstigen Nachrichten, konnte er sich wieder vor die Tür wagen, ohne Sorge um das Gerede der lieben Nachbarn, von denen ihm mindestens drei über Zaun und Hecke schauen konnten. Er trat also mit seiner jungen Frau in den herrlichen Frühlingstag hinaus. Die Sonne schien warm, und ihre Wärme tat – namentlich hier unten am Wasser – nur gut. Das Grün hatte noch die tausend leichten frohen Schattierungen des ersten

Wachstums, und der Boden schien unter den Füßen vor drängender Fruchtbarkeit zu schwellen und zu schwanken.

Als Doll so mit seiner Frau behaglich vor dem Hause stand, fiel sein Blick auf zwei lange Staudenbeete, die rechts und links von dem schmalen zementierten Wege, der zu seiner Tür führte, lagen. Auch auf diesen Staudenbeeten grünte es, ja, es blühte dort sogar schon ein wenig mit den ersten Traubenhyazinthen, Primeln und Anemonen. Aber dieser an sich erfreuliche Anblick war verdorben durch ein Gewirr von Drähten, die, teils abgerissen, teils an hässlichen Pflöcken festsitzend, das junge Wachstum durch Unordnung beleidigten und mit ihren hinterlistig hängenden Drahtenden sogar das Betreten des Zementfußweges gefährlich machten.

Kaum war sein Blick auf diese Unordnung gefallen, als Doll schon ausrief: »Da habe ich ja meine Arbeit für heute! Dieser elende Drahtverhau hat mich schon lange geärgert!« Er holte Zange und Hacke und machte sich eifrig an die vorgesezte Arbeit.

Während er so in der Sonne beschäftigt war, hatte er endlich einmal wieder Einblick in die Anwesen seiner nächsten Nachbarn. Bald merkte er dort eine ungewohnte Geschäftigkeit. Da war, nahe wie fern, ein ständiges Hinundhergelaufe, ein Schleppen von Koffern und Möbeln in die Schuppen aus den Häusern und umgekehrt, ein anscheinend zielloses Umherwandern mit Spaten, die da

und dort wie aufs Geratewohl in den Boden gestoßen wurden.

Schon lief ein Nachbar eilig auf den Bootssteg hinaus und blieb auf ihm stehen, die Hände in den Taschen, als habe er plötzlich viel Zeit. Dann plumpste etwas ins Wasser, und nachdem der Nachbar sich so unauffällig-auffällig wie nur möglich umgesehen, ob er auch beobachtet gewesen – Doll hackte munter fort –, ging er breitbeinig, wie in tiefen Gedanken, zu seinem Haus zurück, wo er alsbald eine neue fieberhafte Tätigkeit entfaltete.

Dann plötzlich kam das alles wieder zum Stillstand. Gruppen sammelten sich an den trennenden Zäunen und flüsterten eifrig miteinander. Schon wechselten große Pakete über den Draht fort den Besitzer, und alles lief auseinander, wiederum sich eifrig umschauend, wiederum mit andern Heimlichkeiten beschäftigt.

Doll, der erst seit einigen Monaten auf diesem seiner zweiten Frau gehörigen Grundstück wohnte, blieb von all dieser Geschäftigkeit als »Fremder« ausgeschlossen, und er freute sich dessen. Denn alle diese so offenkundigen Heimlichkeiten wurden fast nur von Frauen und sehr alten Männern betrieben und wurden als »Weiberkram« von ihm entsprechend verachtet.

Freilich, lange konnte er sich nicht seiner Vereinzelung freuen, denn es erschienen zwei Damen auf seinem Grundstück, vorgebliche Freundinnen seiner Frau. Diese

Frauen, die er nie hatte ausstehen können, blieben bei ihm stehen und taten sehr überrascht, dass er an solchem Tage zu solcher Arbeit Zeit habe. Der Russe stünde doch vor der Tür -!

Mit ein wenig spöttischem Lächeln erklärte Dr. Doll, zu dem sich nun auch seine Frau gesellt hatte, er mache eben grade für diese so lange erwarteten Besucher die Wege frei. Überrascht erkundigten sich die Damen, ob er denn den Feind hier an Ort und Stelle zu erwarten gedenke, das sei bei zwei Kindern, einer alten Großmutter und einer jungen Frau doch wohl kaum ratsam. Sie hier im Ausbau des Städtchens wenigstens hätten alle miteinander beschlossen, bei Einbruch der Dämmerung mit den Kähnen das andere Ufer des Sees zu erreichen und, im tiefen Walde verborgen, die weitere Entwicklung der Dinge dort abzuwarten.

Für Doll antwortete die Frau den Freundinnen: »Wir werden nichts Derartiges tun. Nicht einen Schritt gehen wir von hier, nichts verstecken wir; auf der Schwelle unseres Hauses werden mein Mann und ich die so lange erwarteten Befreier begrüßen!«

Eifrig sprachen die Damen dagegen, aber je eifriger sie sprachen, umso wankender wurden sie in ihrem eigenen Entschluss, umso zweifelhafter erschien ihnen die eben hoch gepriesene Sicherheit der tiefen Wälder, und als sie schließlich gingen, meinte Doll lächelnd zu seiner Frau:

»Du wirst sehen, sie werden gar nichts machen. Sie werden noch ein paar Stunden, wie die Hühner vor einem Gewitter, ziellos herumklucken, hier etwas ablegen und dort etwas aufnehmen. Aber schließlich werden sie sich erschöpft irgendwo hinsetzen und tun, was wir alle seit Wochen tun: nur auf den Erlöser warten.«

Was ihre Freundinnen anging, so war Frau Alma völlig einer Ansicht mit ihrem Manne, was sie selbst anging, so fühlte sie sich weder erschöpft noch wartegeduldig. Nach dem Essen eröffnete sie Doll, der sich nach der ungewohnten Morgenarbeit ein wenig auf die Couch legen wollte, sie radele jetzt schnell noch einmal in die Stadt, um ihren Vorrat an Gallenmedizin zu ergänzen, in den nächsten Tagen werde kaum Gelegenheit dafür sein.

Doll hatte leichte Bedenken, da die Russen jeden Augenblick kommen konnten und am besten gemeinsam im eigenen Heim erwartet wurden. Er wusste aber aus mancher Erfahrung, dass es vollkommen aussichtslos war, die junge Frau mit dem Hinweis auf etwa drohende Gefahren von einem Vorhaben abzubringen. Dutzende Mal hatte sie ihm im ärgsten Bombenhagel, die Feuersbrünste Berlins bekämpfend, bei Tieffliegerangriffen bewiesen, dass sie völlig furchtlos war. Er sagte also mit einem leichten Seufzer: »Meinethalben! Mach's gut, meine Süße!«, sah sie durchs Fenster abradeln, legte sich lächelnd auf die Couch und schlief ein.

Frau Alma Doll strampelte unterdes eifrig bergauf und bergab dem Städtchen entgegen. Ihr Weg führte sie zuerst über abgelegene Pfade, an denen kaum ein Haus lag, dann durch eine Allee, deren Seiten mit Villen bestanden waren. Schon hier fiel ihr auf, dass kein einziger Mensch auf den Straßen zu sehen war und dass die Villen – vielleicht durch die ausnahmslos geschlossenen Fenster – einen unbewohnten, fast gespenstischen Eindruck machten. Womöglich alle schon im Walde, dachte Frau Doll und fühlte ihre Unternehmungslust noch steigen.

Dort, wo die Allee in die erste wirkliche Stadtstraße einmündet, stieß sie endlich auf ein Lebenszeichen; es war ein großer Wehrmachtslastwagen. Ein paar SS-Männer waren einigen jungen Frauen und Mädchen beim Aufsteigen behilflich. »Kommen Sie rasch, junge Frau!«, rief einer der SS-Männer Frau Doll fast befehlend an. »Dies ist das letzte Wehrmachtsauto, das die Stadt verlässt!«

Wie ihr Mann war Frau Doll sehr zufrieden gewesen, dass die Stadt nicht verteidigt, sondern kampflos übergeben werden sollte. Das hinderte sie aber nicht, jetzt zu antworten: »Das sieht euch Scheißkerlen ähnlich, jetzt, wo der Russe kommt, auszureißen! Seit ihr hier seid, habt ihr getan, als wäret ihr die Herren der Stadt, alles habt ihr uns weggefressen und weggetrunken, aber nun, wo's Ernst wird, reißt ihr aus wie Schafleder!«